

MIRIAM MECKEL

„Man muss irgendwann den Ausschalter finden.“

06.06.2008, Berlin. Im Außenbereich des Café Einstein Unter den Linden genießen Touristen die sommerliche Hauptstadt, ein paar Politiker stimmen sich hier auf das Wochenende ein. Die Kommunikationswissenschaftlerin Miriam Meckel kommt direkt vom Flughafen, ist aber von Beginn an agil. Nach dem Interview geht sie einkaufen.

INTERVIEW: André Boße FOTOS: Andy Rumball

Frau Meckel, Sie waren jetzt für zwei Monate als Stipendiatin von Eisenhower Fellowships in den USA unterwegs. Ihr Blog vermittelt allerdings den Eindruck, dass Sie sich nicht alle Ziele dieser Reise vom Kalender haben vorschreiben lassen.

Miriam Meckel: Ja, das stimmt. Natürlich habe ich auch seriöse Dinge gemacht, also an Meetings teilgenommen, Universitäten besucht oder in einigen Staaten die Kampagnen von Hillary Clinton und Barack Obama verfolgt. Aber ich bin tatsächlich viel alleine durch das Land gereist. Genau das wollte ich auch.

Wissenschaftler sind ja stets auf der Suche nach Erkenntnissen. Haben Sie beim Reisen durch das Land welche gefunden?

Wer Amerika nicht nur an den Küsten bereist, sondern auch ins Landesinnere reist, nach New Orleans zum Beispiel, den Mississippi rauf, ins südwestliche Texas an die mexikanische Grenze oder durch den Mittleren Westen, der merkt: Die Vereinigten Staaten sind nicht ein Land, sondern ein Konstrukt aus vielen kulturellen und historischen Einflüssen. Dazu gehören durchaus auch negative oder traurige Eindrücke wie eine Armut, die man eher aus

Ländern der Dritten Welt kennt, oder unverhohlener Rassismus. Aber ich habe auch eine große Hilfsbereitschaft und Freundlichkeit erlebt. All das wollte ich genau so, also bin ich einfach ins Auto gestiegen und losgefahren.

Sie haben sich also Zeit für sich genommen.

Ganz gezielt, ja. Das war ein Teil meiner Idee, mein Leben und meinen Kopf zu entrümpeln, um Platz für etwas Anderes zu finden. Ich habe schnell gemerkt, dass in diesen Tagen die Zeit viel seltener nutzlos verstrich, als an manch normalem Arbeitstag mit seinen Konferenzen und vergeudeteten Reisewartezeiten.

Sie haben Ihre Eindrücke und Geschichten in einem Internet-Tagebuch publiziert und füttern damit die so genannte Blogosphäre.

Ich habe ein Blog, schreibe aber auch weiterhin Beiträge für Zeitungen und Zeitschriften und bin damit als Publizistin in beiden Welten zu Hause. Ich habe auch kein Verständnis für die Vorbehalte, die Autoren der einen für die jeweils andere Seite haben. Es wird in Zukunft beides geben: Professionell geschriebene und recherchierte



Geschichten in Magazinen und Zeitungen, aber eben auch meinungsfreudige Blogs, in denen jeder sagen kann, was ihm wichtig ist, sofern es nicht gegen bestimmte grundsätzliche Regeln verstößt.

Relativ oft werden aber in Blogs Fakten ungeprüft übernommen und unfundierte Schlussfolgerungen gezogen. Auch polemische Formulierungen sind keine Seltenheit.

Ich finde ganz sicher nicht alles erfreulich, was in Blogs geschrieben wird. Ich denke aber, man muss einer neuen medialen Plattform die Möglichkeit und Zeit geben, sich zu entwickeln. Es entsteht Gutes, weniger Gutes und durchaus auch Schlechtes, aber in der Mitte entsteht ein Korpus an Informationen und Texten, der unsere öffentliche Kommunikation bereichern wird. Journalistische Verfehlungen kommen auch nicht nur in Blogs vor, denken Sie nur an die Hitler-Tagebücher im Stern oder an Tom Kummer, der sich für die Süddeutsche Zeitung ganze Star-Interviews

ZUR PERSON

Miriam Meckel - geboren am 18.7.1967 in Hilden - studierte unter anderem Kommunikationswissenschaft und Jura in Münster und Taipei in Taiwan.

Nach dem Abschluss arbeitete sie zunächst als Moderatorin im öffentlich-rechtlichen und privaten Fernsehen. 1999 kehrte sie an die Uni zurück und erhielt in Münster eine Professorenstelle im Institut für Publizistik. Zwei Jahre später berief sie der damalige NRW-Ministerpräsident Wolfgang Clement erst zur Regierungssprecherin, später zur Staatssekretärin für Europa, Internationales und Medien nach Düsseldorf. Den erneuten Weg in die Forschung fand sie 2005: Seitdem lehrt sie an der Universität St. Gallen und leitet dort das Institut für Medien und Kommunikationsmanagement. Sie lebt und arbeitet in St. Gallen und Berlin.

ausgedacht hat. Mutlose Texte und mangelhafte Thementumsetzungen finde ich auch in den traditionellen Medien jeden Tag.

Glauben Sie, dass das Internet die Vielfalt der Kommunikation wirklich so drastisch erhöht, wie man das vor einigen Jahren vermutet hat?

Ja, daran glaube ich noch immer, es gibt allerdings Versuche, auch im Internet Mainstreams zu schaffen.

Zum Beispiel die Kurzbiografien wichtiger Zeitgenossen?

Ja. An ihnen merkt man, wie sehr Journalisten voneinander abschreiben. Über meine Person gibt es auf vielen Seiten die gleichen Anekdoten, Beschreibungen und Begriffe zu lesen, die übrigens oft nicht stimmen. Aber das ist kein Internet-Phänomen, das ist ein Medienphänomen – und zwar eines, das ich nicht nachvollziehen kann. Das Schönste am Beruf des Journalisten ist doch die berufliche Legitimation der eigenen Neugierde. Ein Journalist kann sich durch Recherche und Gedankengänge Welten eröffnen, die anderen so nicht zugänglich sind und wird dafür auch noch bezahlt.

Recherche und Gedankengänge bedeuten aber vor allem eins: Zeitaufwand.

Viele Leute – nicht nur Journalisten – glauben, Sie könnten sich Zeitaufwändiges nicht mehr erlauben. Das hat auch etwas mit einem Wort zu tun, das heute keiner mehr gebraucht, das aber eigentlich ein ganz wundervolles ist: die Muße; also die Ruhe zu haben und die Konzentration zu finden, um sich mit etwas voll und ganz zu beschäftigen. Das war der entscheidende Unterschied zwischen meinem normalen Leben und der Reise in die USA: Unterwegs habe ich mir Muße gegönnt. Ich habe die ständige Ziel- und Zweckorientierung meiner Handlungen über Bord geworfen.

Warum muss man sich das heute vornehmen? Kaum jemand scheint es sich noch instinktiv zu gönnen.

Der Drang, alles einem Zweck und einem

Ziel unterzuordnen, ist das Phänomen unserer Leistungsgesellschaft. Wir müssen uns täglich diversen Wettbewerben stellen, streben überall nach Anerkennung. Nun ist Wettbewerb nicht per se schlecht. Schwierig wird es erst, wenn dieser Drang alle Lebensbereiche eines Menschen zu definieren beginnt.

Wie ist dieser Drang entstanden?

Ich glaube, viele von uns finden heute in sich nicht mehr das, was wir dort früher noch gefunden haben, nämlich einen Sinn, der sich ausschließlich aus uns selbst in der Welt ergibt und der nicht an einen fremden Zweck gekoppelt ist. Kaum jemand hat einfach Vergnügen daran, sich mit jemandem zu unterhalten, einen Spaziergang zu machen und sich einfach einmal umzuschauen, ohne das nur in Bezug auf eine konkrete Fragestellung zu tun. In dieser Form der Muße einen Sinn zu sehen, das ist uns schleichend verloren gegangen. Stattdessen sucht der Mensch ständig in seiner Umwelt nach Legitimation und Bestätigung. Selbst wenn er mal spazieren geht, verteidigt er das als zweckmäßige Handlung, zum Beispiel, um Kopfschmerzen los zu werden oder sich für den nächsten Termin fit zu machen. Viele Menschen richten ihre Handlungen darauf aus, den Zielen und Zweckmäßigkeiten ihrer Umwelt gerecht zu werden.

Das klingt furchtbar anstrengend.

Ist es auch. Zumal noch ein Punkt zu beachten ist: Wir reden vom Mensch als Individuum, das sich aus vielfältigen Identitäten zusammensetzt. Früher waren die Identitäten zumeist an Institutionen gebunden: Einer war Messdiener in der Kirche, Sohn in der Familie, Teamplayer im Fußballverein und Freund in der Partnerschaft. Das ist heute komplizierter, denn die Identitäten haben sich stärker von den Institutionen gelöst. Hinzu kommen die virtuellen Identitäten im Internet. Als ob ich nicht schon im normalen Leben genug Dinge zu erleben und bewältigen hätte, erstelle ich mir noch einen Avatar im Second Life.

„Journalistische Verfehlungen kommen nicht nur in Blogs vor. Mutlose Texte und mangelhafte Thementumsetzungen finde ich auch in den traditionellen Medien jeden Tag.“

Welche Rolle spielen diese virtuellen Identitäten?

Wenn sie funktionieren sollen, also in den Netzwerken erkannt und anerkannt werden, dann muss ich diese Identitäten nicht nur anlegen, sondern auch organisieren. Als Blogger muss ich schreiben, als Mitglied einer Community ein Profil pflegen, als Avatar über die virtuellen Inseln streunen. Das kostet vor allem ziemlich viel Zeit.

Da das alles mit Kommunikation zusammenhängt: Besteht die Gefahr, dass uns die Ansprüche der Kommunikation eines Tages komplett überfordern?

Ich glaube, der Mensch kann in dieser Hinsicht eine ganze Menge aushalten. Er ist lernfähig und kann sich auf neue Dinge einstellen. Wenn Sie heute bei einer Zwölfjährigen ins Zimmer kommen, dann sitzt sie da mit ihrer Freundin auf dem Bett, es läuft Musik, mit dem Handy werden SMS verschickt, der Computer ist an, ICQ aktiviert und sie tummeln sich auf einer der Networking-Plattformen wie SchülerVZ. Wenn Sie dann fragen, was die beiden Freundinnen machen, dann sagen die: nichts. Sie haben sich daran gewöhnt, auf allen Kanälen gleichzeitig präsent zu sein und nur dann einem Kanal mehr Aufmerksamkeit zu schenken, wenn es sich gerade aufdrängt.

Wird die Generation, die mit diesen Dingen aufwächst, den Anforderungen der Netzwerk-Kommunikation spielerisch gewappnet sein?

Grundsätzlich prozessiert unser Gehirn ja seriell, so dass Multitasking eigentlich nicht wirklich funktioniert. Wir können nur versuchen, so gut und schnell wie möglich von der einen auf die andere Sache umzuschalten, und darin kann der Mensch sicher immer besser und schneller werden. Trotzdem muss man irgendwann den Ausschalter finden, um etwa einmal in Ruhe nachzudenken. Nur dann kommen Ideen. Die entstehen nicht in der Hektik zwischen Terminen.





„Wettbewerb ist nicht per se schlecht. Schwierig wird es erst, wenn dieser Drang alle Lebensbereiche eines Menschen zu definieren beginnt.“

Teilen Sie die Beobachtung, dass die Menschen im Umgang mit Kommunikationsgeräten eine gewisse Nervosität an den Tag legen?

Ich bemerke immer wieder, dass viele Menschen eine geringere Wartezeitoleranz haben. Wenn man aus der Bahn steigt und nicht sofort die Person entdeckt, die einen abholen soll, greift man unverzüglich zum Handy. Früher hätte man ohne weiteres zehn Minuten gewartet und erst einmal einen Kaffee getrunken. Ich glaube, dass sich wirklich eine Tendenz abzeichnet: immer mehr und immer losere Identitäten, immer mehr Kommunikationskanäle, die zeitgleich offen sind und somit eine Beschleunigung der Kommunikation – da kommt eine ganze Menge zusammen. Befremdlich finde ich, dass wir uns gesellschaftlich mit diesem Wandel nicht auseinandersetzen.

Wie könnte so eine Auseinandersetzung aussehen?

Im Grunde müsste es schon lange das Schulfach Informationsmanagement geben. Oder Informationsökologie, Kommunikationssoziologie – wie auch immer Sie das nennen wollen.

Was müsste Ihrer Meinung nach auf dem Lehrplan stehen?

Die Bedeutung, die Formen und die Folgen der Kommunikation. Kaum einer weiß zum Beispiel, was mit all den Daten passiert, die man täglich von sich im Internet preisgibt.

Mein 17-jähriger Neffe weiß alles über Computer und digitale Technik, nur was mit seinen Daten passiert, das interessiert ihn nicht. Bis er irgendwann merkt, dass das Internet nichts vergisst und seine Fotos von der Saufparty auch Jahre später noch zu sehen sind. Durch die Speicherung von unzähligen persönlichen Daten ändert sich etwas am Konstrukt unserer Gesellschaft. Wir werden unfreier, denn Privatsphäre und Nicht-Kontrollierbarkeit sind wesentliche Voraussetzungen für Freiheit.

Viele Menschen verzichten fahrlässig oder sogar bewusst auf Ihre Privatsphäre, indem Sie sich von Fernsehkameras beobachten lassen und in so genannten Doku-Soaps auftreten.

Ja, unsere ganze Gesellschaft sitzt zeitweilig auf dem Betroffenensofa.

Sie haben in den USA den Vorwahlkampf von Barack Obama beobachtet. Haben er und sein Team diesen Wandel begriffen und in politischen Erfolg umgemünzt?

Eindeutig ja. Die junge Generation hat sich im Grunde längst aus der Politik verabschiedet. Die haben alle keine Lust mehr auf die ewig gleichen Phrasen und das ist auch sehr gut nachvollziehbar. Obama hat alle Vorteile der Online- und Mobilkommunikation genutzt, dies zu ändern. Sie können Redeausschnitte als Klingeltöne von seiner Website herunterladen, Blogs werden für das Agendasetting in der Kampagne genutzt,

Obama und sein Team schalten sich auf allen angesagten Plattformen wie Twitter oder YouTube ein. Und durch das so genannte E-Mail Fundraising, also digitale Bittmails für Ein-Dollar-Spenden, hat sich Obama für diesen so langen Vorwahlkampf den finanziellen Background geschaffen, den Hillary Clinton in der Endphase nicht mehr hatte.

Sprich: Obama hat eine ganz neue Art von Wahlkampf etabliert.

Und zwar sehr erfolgreich, wie wir jetzt wissen. Er hat eine ganz neue Wählergruppe erschlossen. Ich bin gespannt, ob deutsche Wahlkampfstrategen sich etwas davon für den nächsten Bundestagswahlkampf abgucken. Es ist Zeit für einen Wandel der parteipolitischen Kommunikation in diesem Land.

Was kritisieren Sie konkret?

Mich machen die Verquastheit und Verklemmtheit der öffentlichen Diskurse hierzulande ratlos. Allein die Diskussion um die Linkspartei – manchmal kommt es mir vor, als wäre Oskar Lafontaine der Oswalt Kolle des Jahres 2008: Nur nachts und in dunklen Hinterzimmern lässt sich darüber flüstern, was eigentlich alle irgendwie interessiert, fasziniert oder auch abstößt. Das ist alles ein undefiniertes Igitt und Pfuui. Wir haben aber klare verfassungsrechtliche Grundlagen, und wenn mehr als fünf Prozent der Wähler diese Partei in die Parlamente wählen, dann muss man sich damit auseinandersetzen. Das erwarte ich gerade von den Parteien, die sich Volksparteien nennen. Derzeit geht man mit der Linkspartei jedoch um, als läge sie abseits jeglicher politischer Rationalität. Damit spricht man auch allen Bürgern, die für diese Partei das Kreuz gemacht haben, die politische Rationalität ab. Und das geht meistens nach hinten los. Außerdem wissen wir seit der Prohibition: Aufklärung schlägt Ignoranz. :::

DAS GLÜCK DER UNERREICHBARKEIT: WEGE AUS DER KOMMUNIKATIONSFALLE

Eine Kommunikationswissenschaftlerin schaltet ab: Mobiltelefon, Computer, Blackberry – einfach mal aus machen und dann auch aus lassen. Miriam Meckel schreibt ihr unterhaltsames Plädoyer für die eine gezielte Unerreichbarkeit nicht streng analytisch und empirisch, sondern mit leichter Hand. Am Ende bleibt das schale Gefühl, dass die modernen Möglichkeiten der Kommunikation uns ganz schön in der Hand haben. Aber das Resümee ist optimistisch: Keines dieser Geräte funktioniert ohne Strom, der Mensch sitzt am längeren Hebel. Er muss ihn nur bedienen wollen. Erschienen ist das Buch in gebundener Ausgabe beim Murmann Verlag.